

Anlage 3 zum Familienstamm Laeis

Die Glashütte Holsthum

von Werner Laeis



Die Glashütte Holsthum
Foto etwa aus dem Jahre 1910

Die Glashütte von Holsthum Gründung und Bau der Glashütte

Von Werner Laeis

1769 werden in Holsthum auf einem Hügel, der „zur Burg“ heißt, Reste von Gemäuer entfernt, um — wie es in einer zeitgenössischen Notiz heißt — Platz für die Errichtung einer Glashütte zu machen. Man muß daraus schließen, daß tatsächlich hier vor langer Zeit eine Burg gestanden hat; Näheres weiß man nicht, ist aber auch für die Geschichte der Glashütte unwichtig. Wichtig in diesem Zusammenhang ist die Schlußfolgerung, daß, wenn 1769 der Platz für eine Glashütte frei gemacht worden ist, auch um diese Zeit herum die Gründung stattfand.



Das Petschaft der Glashütte, das sich im Herrenhaus zu Holsthum erhalten hat, zeigt klein das Wappen von Luxemburg mit dem Löwen und groß darüber den österreichischen Doppeladler mit dem Wappenschild der Lothringer. Zunächst denkt man an Franz von Lothringen, den Gemahl der Kaiserin Maria Theresia; aber gemeint ist dessen Bruder Karl Alexander, der von 1712 bis 1780 lebte und von 1744 bis zu seinem Tode General-Statthalter der Kaiserin in Brüssel gewesen ist.

Wenn nun die Glashütte in ihrem Siegel das Wappen des General-Statthalters zeigte und sich zudem stolz VERRERIE IMPERIALE ET ROYALE DE HOLSTHUM nannte, dann liegt die Vermutung nahe, dass im Staatsarchiv von Brüssel sich noch irgendwelche Dokumente finden müssen . . . und so war es auch. — In Holsthum gibt es außerdem einige Schriftstücke, französisch geschrieben, schlecht lesbar, aber

sehr aufschlussreich. Nimmt man dazu die Unterlagen aus dem Schlossarchiv von Gemünden im Hunsrück, so gewinnt man ein anschauliches Bild vom Entstehen und Vergehen der Glashütte zu Holsthum.

Die Herstellung von Glas und Gläsern wurde in der Mitte des 18. Jahrhunderts, das ja für seinen „Merkantilismus“ bekannt ist, von Staats wegen gefördert. Maria Theresia ließ überall in ihrem weiten Reich für den Bau von Glashütten Propaganda machen und stellte Subsidien in Aussicht. Die berühmte Encyclopädie von Diderot und D'Alembert, gedruckt in Paris, war sich nicht zu vornehm, die „Verrerie en bois“ in allen Einzelheiten zu beschreiben und zu bebildern. Das nämlich war der damalige „Stand der Technik“.

Dominik Laeis „le fils“¹ war als Verwalter der Herrschaft Bourscheid auch für das dazugehörige Holsthumer Gebiet zuständig, und er hatte sich schon immer Gedanken darüber gemacht, wie er den reichen Waldbestand dort nutzen könne. Er wusste zweifellos von der staatlichen Unterstützung und kannte die anregenden Kupferstiche in der französischen Encyclopädie. Jetzt sah er die Möglichkeit eines lukrativen Geschäftes. Am liebsten hätte er es ganz allein gemacht, aber dazu reichten seine Mittel nicht: er brauchte einen Geldgeber. Den fand er in der Witwe Marie Françoise Xavier Heynen geborene Hildt aus Ehnen, deren Mann, zuletzt General-Staatsanwalt in Luxemburg, kürzlich gestorben war. (Ehnen liegt an der Obermosel, nicht weit von Wormeldingen.) Der Gesellschaftsvertrag ist wahrscheinlich schon im Jahre 1772 abgeschlossen worden. Jeder der beiden „Associés“ war mit der Hälfte beteiligt. Die Witwe Heynen brachte das erforderliche Kleingeld mit; Dominik Laeis - so wie wir ihn kennen - hat möglicherweise die Grundstücke eingebracht, die er zuvor von seiner Herrschaft, der Freifrau Marie Therese de Schmidtbourg, günstig erworben hatte.

Etwa 1772 begann man mit den Bauarbeiten. Im Juli 1774 wurde die Hütte in Betrieb genommen - zunächst mit einem Ofen. Ein zweiter war geplant, denn man wollte die Qualität der Lothringer Hütten erreichen, es kam allerdings nicht mehr dazu. Justament in dieser Zeit begann ein Mann namens Oberhausen im nahen Wald von Utscheid (zwischen Sinspelt und Waxweiler, etwa 13 Kilometer von Holsthum entfernt) ebenfalls, wenn auch viel primitiver, eine Glashütte zu errichten. Dominik Laeis hat sich darüber entsetzlich geärgert. Aber er wusste Rat: Er wandte sich an den General-Statthalter in Brüssel - und das hatte er sowieso vor - und reichte eine umfangreiche „supplication et requete“ ein. Die österreichische Behörde war von dem Plan einer Glashütte in Holsthum begeistert:

Am 30. Mai 1774 wird die Glashütte in Holsthum ausdrücklich genehmigt. Baron de Cazier und die Herren Jean de With und Caspar Francois Beaudier unterzeichnen das Dokument. Am 17. Juni 1774 wird eine Zweitausfertigung - das Original blieb in Brüssel - noch einmal vom Messire Denis Benoit Joseph Baron de Cazier als dem General-Schatzmeister im Domänen- und Finanzrat unterschrieben, und wieder etwas später bestätigt der Notar P. Herman in Luxembourg, daß dieser Akt in den Registern der Kammer des Herzogtums - gleichlautend mit dem Original - eingetragen worden ist.

¹ Dominik Laeis „le fils“ (1730—1815) war von 1770—1803 Verwalter bzw. Pächter auf Schloss Bourscheid an der Sauer (nicht weit von Diekirch). Schankweiler und Holsthum gehörten damals als Exclave zur Herrschaft Bourscheid. Dominik Laeis „le pere“ (1702—1779) war 1747 bereits Verwalter der Herrschaft Bourscheid geworden.

In diesen „Lettres patentes d'octroi" wird von Maria Theresia, Kaiserin von Gottes Gnaden etc. etc. (eine halbe Seite lang Titel . . .) bestätigt, dass sie nach Anhören und auf Anraten ihres sehr teuren und sehr geliebten Schwagers Karl Alexander, Herzog von Lothringen etc. etc. (ebenfalls eine halbe Seite lang Titel - alles natürlich in französischer Sprache) dem „Dominique Lays, officier et admodiateur de la terre de Bourscheid dans notre province de Luxembourg" die Errichtung einer Glashütte in Holsthum ausdrücklich gestattet.

Vier besondere Vergünstigungen - also Privilegien, „propres ä encourager cet etablissement" — werden zugestanden:

1. Der zollfreie Import von Rohmaterial - z. B. „de la Terre, des Pippes, et d'une sorte de pierre"; ebenso der zollfreie Export von Fertigprodukten.²
2. Aussicht auf Hilfe und Subsidien des Staates für die Errichtung der Fabrikationsanlagen und der Arbeiterwohnungen;
Befreiung von Abgaben für den Eigentümer und seine Leute, soweit sie in der Glashütte beschäftigt sind, und Freistellung dieser Leute von „Wachen, Patrouillen und Frondienst" (!!); . . . alles zunächst auf zehn Jahre.
3. Hilfe der Regierung bei der Beschaffung von Rohstoffen — z. B. von Sand, „Caillona"(?), Steinen; Hilfe bei sonstigen Produktionsschwierigkeiten.³
4. Die Entnahme von Holz in den staatlichen Wäldern darf nach französischem Klaftermaß vorgenommen werden.

(Das französische Maß ist günstiger; es umfaßt eine größere Menge Holz als das an sich in Luxemburg noch vorgeschriebene spanische Maß, und offenbar ist die *Gesamtzahl* von Klaftern Holz — „cordes" —, die im Jahr geschlagen werden darf, beschränkt.)

Zum Schluss wird der Begünstigte (L'Impètrant), nämlich Dominik Lays, natürlich auch ermahnt, nun alles daran zu setzen, dass der Betrieb in Gang kommt. Sonst muss er sich melden!

In einem zweiten Schreiben, datiert auf den 23. Juni 1774 in Brüssel und vom Notar G. J. Rieth in Luxemburg am 29. August 1774 beglaubigt, wird noch einmal die Konzession zum Bau der Glashütte erteilt, gleichzeitig aber die Errichtung einer weiteren Glashütte im Umkreis von vier Meilen verboten.

Genau darauf hatte Dominik Laeis gewartet. Jetzt hatte er sein Ziel erreicht: VERRERIE IMPERIALE ET ROYALE ! ... und die Konkurrenz wird einfach verboten.

Nun endlich konnte er den Aufbau und Ausbau zügig vorantreiben. Zur Beaufsichtigung der Arbeiten setzte er seinen Sohn Johann Mathias Dominik nach Holsthum, der damals knapp 20 Jahre alt war. 1776 machte er ihn offiziell zum „Directeur", und unter dessen Leitung wurde die Glashütte denn auch endgültig fertiggestellt, wie es eine Inschrift über dem Eingang mit spürbarer Genugtuung

² Pippes sind die Glasbläser-Pfeifen aus Eisen. Welche „Steine" man brauchte, wussten die Herren in Brüssel auch nicht.

³ Caillona könnte Soda bedeuten, obwohl Cailloux im Französischen das Wort für Kieselsteine ist und dann Kieselsäure bzw. Quarzsand bedeuten würde.

verkündigte: „Cet manufacture fut erigee sous la direction de J. M. D. Laeis". Leider ist der Stein mit dieser Inschrift im letzten Krieg zerstört worden.



Dominik Laeis „le files“
(1730 – 1815)
Der Gründer



Joh. Math. Dom. Laeis
(1755 – 1836)
Erbauer und „Directeur“

Die Holstheimer Glashütte — ein Meisterwerk der damaligen Technik!

Die verschiedenen Gebäude, die zur Glashütte gehörten, hatten sich nahezu unversehrt bis in unsere Tage erhalten, das heißt: bis zum letzten Weltkrieg. Wir besitzen Fotos aus den Jahren 1910 und 1937. Wir haben ausführliche Beschreibungen von Franz Laeis (1923) und Franz Christoph Laeis („Mein Heimatland“, Trier, 1934, und „Die Eifel“, 1941). -

Nach allem, was man weiß, war die Anlage der Glashütte entsprechend dem damaligen Stand der Technik vorzüglich. Kernstück war „die runde Hütt“, massiv aus Kalksteinen erbaut, 17 m Durchmesser, mit einem freitragenden, kegelförmigen Dach, das mit Schiefer gedeckt war. Die oberste Spitze war ursprünglich offen, später in Zinkblech gedeckt und mit einem romantischen Wetterfähnchen geschmückt. Das Kellergeschoss war in den Berghang gebaut; nach vorn zur Prüm hin war eine große Toreinfahrt, damit man einerseits bequem mit den Holzscheiten zur Feuerung gelangen und andererseits die Asche entfernen konnte. Die Feuerung befand sich in der Mitte des großen Kuppelraums und hatte zwei mannshohe Öffnungen. Darum führte ein breiter, ebenfalls gewölbter Umgang. Über der Feuerung im oberen Stockwerk lag der Schmelzofen, zu dem ein schachtartiger Kamin führte. Er hatte noch zwei eineinhalb Meter hohe Öffnungen, die zur Regulierung der Hitze dienten. Der eigentliche Schmelzofen befand sich in der Mitte des runden Baus. Er hatte einen Durchmesser von 5 m. Bis zum Ende des letzten Krieges war auch noch die Sohle des Schmelzofens vorhanden; sie lag 1,70 m über dem Fußboden und bestand aus Sandsteinplatten. Hier fanden die feuerfesten „Häfen“ mit den für die Glaserzeugung benötigten Rohstoffen Aufstellung. Eine ringförmige Plattform aus starken Eichenbohlen, 3,50 m breit, gestützt auf viereckige

Eichenpfosten, lief in Höhe der Sohle des Schmelzofens um ihn herum; darauf standen die Glasbläser, entnahmen mit langen eisernen „Pfeifen“ die jeweils benötigte Menge geschmolzenen Glases und bliesen dann von Mund die gewünschten Stücke — eine schwere Arbeit. — Von der im Kellergeschoß befindlichen Feuerung schlugen die Flammen in den eigentlichen Ofen, „umspülten“ die Häfen und erschmolzen das Glas. Für diesen Prozeß brauchte man natürlich Weißglut von etwa 1200 bis 1400 °C, und darunter litt auch der ganze Ofen, weshalb man ihn zweimal im Jahr von Grund auf erneuern mußte.

Die in der „runden Hütt“ geblasenen Flaschen und Gläser wurden von dort durch einen kurzen überdeckten Gang in den sogenannten „viereckigen Bau“ gebracht, der als Sortier- und Lagerhaus diente. Dieses massive, dreistöckige Gebäude von 13 x 14 m Grundfläche fiel durch seine hohe, geschweifte Dachkonstruktion völlig aus dem Rahmen der damaligen Bauweise, war also vom Standpunkt baugeschichtlicher Entwicklung ein Unikum.

Flaschen, Ballons, Flachgläser — alles, was keiner weiteren Bearbeitung bedurfte, kam vom „viereckigen Bau“ aus unmittelbar zum Versand. Als Packmaterial stand nur Stroh und Heu zur Verfügung. Kristallgläser wurden nach Sortierung zur Schleiferei gebracht, der sogenannten „Mühle“. Auch dieses Bauwerk war in seiner Weise ungewöhnlich. Es hat eine Grundfläche von 17 x 8 m und besteht aus einem Kellergeschoß, das in den Berghang gebaut ist, mit einer Toröffnung zur Straße, einem Erdgeschoß mit großem Arbeitsaal und einem zweiten Geschoß als Lagerraum für die fertige Ware. Die auffallend schmalen und hohen Fenster des Arbeitsaaales waren nötig, weil an jedem Fenster ein Schleifbock stand, der ausreichend Licht brauchte.

Die im Arbeitsraum aufgestellten Schleifbänke wurden über ein kompliziertes System von Zahnrädern und Stangen durch ein riesiges, oberflächliches Wasserrad angetrieben. Daher der Name „Mühle“! Es hatte einen Durchmesser von etwa 7 m und war das größte Wasserrad der ganzen Eifel. Um seine Kraft noch zu verstärken, war es durch eine Kette mit einem zweiten, kleineren, aber breiteren Wasserrad verbunden, das vermutlich unterschlächtig angetrieben wurde.

Das Wasser kam aus zwei Quellsystemen, aus denen es in fischgrätartig angelegten Kanälen gesammelt und dem „Mühlenweiher“ und dem „Felsbachweiher“ zugeführt wurde. Der „Felsbachweiher“ war durch einen gemauerten Kanal mit dem „Mühlenweiher“ verbunden und diente vor allem als Reserve. Die sorgfältig in Stein ausgeführten Zuleitungskanäle sind zum Teil erhalten und würden auch heute noch einem modernen Wasserbauingenieur zur Ehre gereichen.

An jedem Fenster des großen Saales der Schleiferei stand eine Schleif- oder Schneidbank. Horizontal sich drehende Scheiben dienten zum Schleifen von Bodenflächen und Rändern; vertikal laufende Scheiben brauchte man für Einschnitte und ähnliche Arbeiten. Verzierungen, Buchstaben und Bildzeichnungen wurden mit einem kleinen Kupferrad graviert, das sehr schnell rotierte. Hier besonders bedurfte es großer Geschicklichkeit und langer Erfahrung. Mattierte Flächen endlich erzeugte man durch das sogenannte Rauhschleifen.

Für die Unterbringung der Arbeiter - Glasmacher, Glasbläser, Schleifer, Hilfsarbeiter, Fuhrknechte - war auf dem der Schleiferei gegenüberliegenden Ufer der Enz - im heutigen „langen Garten“ - eine kleine Arbeitersiedlung erstellt worden. Der „Glasmeister“ hatte ein eigenes Haus unterhalb der „runden Hütt“; auf dem rotgeziegelten Dach befand sich ein Türmchen mit Glocke; Beginn und Ende der

Arbeitszeit wurde durch Läuten angezeigt. Das Haus heißt heute noch nach dem Namen des letzten Glasmeisters das „Fritzenhaus“.

Links von der Schleiferei steht auch noch die Scheune, die damals der Spiegelmanufaktur diente. - Und das bescheidene Haus links davon .. ., das endlich war der Sitz der Direktion und Verwaltung.

Wenn wir uns nun noch ein Bild davon machen wollen, wie es im Inneren der Glashütte wohl ausgesehen hat, so brauchen wir nur die Kupferstiche der schon erwähnten Encyclopädie zu betrachten. Der Bildband, 1772 in Paris gedruckt, zeigt in 51 Bildern detailliert die Herstellung von Trinkgefäßen und Flaschen und Tafeln aus Glas. Eine der großformatigen Darstellungen zeigt den Grundriß einer sogenannten „Verrerie angloise“, die als sehr fortschrittlich galt. Und interessant: die „Halle avec son Four et le Batiment de Service“ entsprechen genau der Anlage und Aufteilung der „runden Hütt“ und des „viereckigen Baus“! Das ist gewiß kein Zufall.

Ein umfangreiches Fabrikationsprogramm

Die Glashütte von Holsthum hatte ein großes Fabrikationsprogramm: in der Hauptsache machte man Flaschen jeder Art, aber auch edle Kristallgläser, farblos klar oder bunt. Eine Spezialität war die Herstellung größerer Glasballons, wie man sie z. B. zur Aufbewahrung von Spirituosen brauchte. Wenn Besucher kamen, wurde ein solcher Ballon als Demonstration geblasen, und dann blieb dem Besucher nichts anderes übrig, als zur Anerkennung den Ballon mit dem bekannten „Eifler Quetsch“ oder mit Birnenschnaps füllen zu lassen. — Auch Flachglas wurde in Holsthum gefertigt, aber natürlich nicht gegossen, sondern als lange Zylinder mundgeblasen, die dann längsseitig aufgeschnitten, aufgerollt und geglättet wurden. Meist wurden diese Flachgläser weiterverarbeitet zu Spiegeln. Da man den Umgang mit Quecksilber nicht richtig beherrschte, gab es bei den Spiegelbelegern oft Vergiftungen.

Im Hause Laeis zu Holsthum werden noch einige Gläser aus der Fabrikation der Glashütte aufbewahrt. Es gibt leider nicht mehr viel davon; was die Bauern in der Umgebung besitzen, rücken sie nicht heraus. Dabei war die Qualität der in Holsthum geblasenen und gravierten Gläser im Vergleich zu den böhmischen Erzeugnissen derselben Zeit ein wenig grob, aber urtümlich und echt wie alles, was an Gutem aus der Eifel kommt.



Unter diesen erhaltenen Kostbarkeiten befindet sich auch ein schöner, großer Pokal mit eingravierter Widmung:

Herrn
E. D. Laeis
Rechtsgelehrter
Holsthum
1864

Wenn wir davon absehen, dass da tatsächlich Rechtsgelehrter steht - was man einem Glasschleifer nicht verübeln darf -, so muß bezüglich der Jahreszahl ein Vorbehalt angemeldet werden. Denn 1864 war die Hütte längst nicht mehr in Betrieb. Ob das Glas woanders in Auftrag gegeben wurde - möglicherweise in Stolberg - oder ob ein aus älterer Zeit stammendes Glas nur 1864 graviert wurde, das mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls wäre es falsch, aus der Existenz dieses Pokals Schlüsse auf die Lebensdauer der Glashütte zu ziehen.

Wir kommen hierauf noch zurück. Nur eines sollte man an dieser Stelle sagen: im Interesse der Wirtschaftlichkeit wäre es besser gewesen, man hätte sich in Holsthum von vornherein eine gewisse Beschränkung im Fabrikationsprogramm auferlegt.

Schwierige Beschaffung und Betreuung der Facharbeiter

Der Aufbau und die Inbetriebnahme der Glashütte ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich. Das begann schon mit der Beschaffung der Arbeitskräfte.

In ihren guten Tagen hat die Hütte wohl 40 bis 60 Mann beschäftigt, was damals eine enorme Leistung darstellte. Darunter befanden sich schätzungsweise 10 bis 15 gelernte Glasbläser und sicher ebenso viele Schleifer - nicht zu vergessen die eigentlichen Glasmacher - alles qualifizierte Fachkräfte, die Johann Mathias Dominik Laeis meistens in Frankreich engagierte. Dazu kam sicher ein Dutzend Hilfsarbeiter und schließlich eine Anzahl Fuhrleute.

Die „Gastarbeiter“ aus Frankreich zu betreuen, war eine besondere Aufgabe. Und diese Aufgabe wurde dadurch noch erschwert, dass die Holsthumern Bauern dem neuen Unternehmen ablehnend oder sogar feindlich gegenüberstanden. Es gab Widerstände. Es gab sogar Klagen gegen Laeis, weil er seinen Leuten in der Gemeinde die gleichen Rechte sichern wollte, wie die alteingesessenen Bauern sie besaßen (1774). Noch heute erzählt man sich schaurige Räuberpielen von aufgebracht Bauern, die heimlich in der Nacht zu zerstören suchten, was mühsam am Tage erbaut worden war .. ., bis man einen der Übeltäter schnappte, als er durch die Prüm flüchten wollte. Irgendetwas Wahres scheint an diesen Erzählungen zu sein, denn Johann Mathias Dominik schreibt in einem seiner Briefe von einem Mann namens Koppes: der sei der „Anführer der Rebellen“ gewesen. (Archiv Gemünden, Hunsrück) — Nun ja, Bauern sind grundsätzlich gegen Neuerungen.

Nicht weniger schwierige Beschaffung der Rohstoffe

Die Beschaffung der notwendigen Rohstoffe, die anfangs so günstig schien, wurde bald zum zweiten Problem.

Sprechen wir zunächst von der Energie. Ursprünglich ging man davon aus, daß genügend Holz als Brennmaterial vorhanden sei. Man heizte ausschließlich mit Holz: Knüppelholz, Holzscheite und Holzkohle. (Daher ja auch die Bezeichnung „verriere en bois“!) Aber schon sehr bald *zeigte* sich, daß man mindestens die nahen Wälder schonen müsse. Die Holsthumer Bauern hatten sogar eine Klage eingereicht, die dauernden Holzschläge für die Glashütte würden den Wald „verwüsten“. Und in diesem Fall hatten sie wahrscheinlich auch recht. Sobald aber das Heizmaterial aus weiteren Entfernungen herangeschafft werden mußte, war das eine umständliche und teure Angelegenheit. Am günstigsten war es noch, wenn man die Holzknüppel einfach den Wasserläufen anvertrauen konnte. Aus diesem Grund wurde 1792 mitten in der Prüm ein Fangwehr angebracht, um das auflaufende Treibholz dort abzufangen. Aber das war keine ideale Lösung: es gab Stauungen und Überschwemmungen und weiteren Ärger.

Immerhin war genügend Wasser vorhanden, und Wasser brauchte man als Transportmittel, als Antriebsenergie für die Schleiferei, schließlich für Kohl- und Reinigungszwecke. Mit Wasser also hatte man wenigstens keine Sorgen.

Für die Herstellung von Glas benötigt man im wesentlichen Kieselsäure - d. h. Sand - und kohlensaurer Kalk - d. h. Kalkstein. Beides ist in der Holsthumer Gegend reichlich vorhanden. Je höher der Gehalt an Kieselsäure im vorkommenden Sand ist - und je reiner der Kalkstein, der ohnehin noch gemahlen, gewaschen (geschlämmt), notfalls geglüht wird - um so besser. Ob der Reinheitsgrad dieser Grundstoffe, so wie man sie in Holsthum vorfand, wirklich für die Produktion der alten Glashütte ausreichte, ist eine offene Frage, die nur ein Glasfachmann beantworten könnte. Auf solche technischen Einzelheiten einzugehen, würde hier zu weit führen.

Außer Sand und Kalkstein brauchte man Alkalien und das heißt vor allem: Pottasche. (Später nahm man stattdessen die weit billigere Soda, aber Leblanc hat deren Herstellung erst 1790 erfunden.) Die Stolberger Glashütten bezogen Pottasche aus Rußland und Amerika. Holsthum war insofern günstiger dran, als es dort genügend Buchen gab, und aus gebrannten Buchenscheiten wurde Pottasche gewonnen. Umgekehrt waren die Stolberger besser mit Tonerde versehen, die man zwar nicht für die eigentliche Glaserzeugung brauchte, wohl aber für die Herstellung der feuerfesten Häfen, in denen das Glas erschmolzen wurde. Vermutlich hat die Holsthumer Hütte ihren Bedarf an solchen Häfen auch in Stolberg gedeckt, wo deren Fabrikation zu einer Spezialität entwickelt worden war.

Gelegentlich wurde behauptet, die Glashütte von Holsthum habe in ihren späteren Jahren das bessere Rohmaterial aus der Stolberger Gegend beziehen müssen, und da alles mit den üblichen zweirädrigen Pferdekarren transportiert wurde, wären die Kosten in untragbarer Weise gestiegen. Aber das ist nicht bewiesen und sogar wenig wahrscheinlich, obwohl zugegebenermaßen der Sand bei Stolberg und insbesondere bei Herzogenrath weit reiner war als der aus der Holsthumer Gegend.⁴

⁴ Meine Kenntnisse über „Die Stolberger Glasindustrie“ verdanke ich einer Dissertation von Peter Schroeder aus dem Jahre 1922, die mir die Deutsche Glastechnische Gesellschaft, Frankfurt am Main, freundlicherweise zur Verfügung stellte.

Die Bauern von Holsthum reichten zu allem Überfluss eine Klage ein, die Hütte würde unerlaubterweise irgendwo Gruben für die Entnahme von Sand und Steinen anlegen. Es gab in Holsthum 13 sogenannte Vogteigüter; die Bauern, die dort saßen, waren ziemlich selbständig und nicht so duldsam wie die Bauern in Bourscheid, die durch Jahrhunderte eng mit ihrer Herrschaft zusammenleben mussten. Sie machten der Glashütte Schwierigkeiten, wo sie nur konnten. Erst viel später sahen sie ein, dass Johann Mathias Dominik nur ihr Bestes wollte, und nach 1820 etwa waren sie zufrieden, dass dessen Sohn Ernest Dominik in Trier sie in den Prozessen um die Anerkennung ihres Waldbesitzes erfolgreich vertrat. - Doch das nur nebenbei!

Gesetzt den Fall, alles benötigte Material habe in genügender Menge, in ausreichender Qualität und zur rechten Zeit zur Verfügung gestanden, dann war es immer noch eine gewaltige Aufgabe, eine solche Glashütte in Gang zu halten. Denn man darf nicht übersehen, dass der Betrieb ununterbrochen in etwa sechs Schichten jede Woche durcharbeiten musste - jede Schicht von rund 24 Stunden - Tag und Nacht! Das war für damalige Verhältnisse eine ganz ungewöhnliche Aufgabe, und daran ist denn auch die Glashütte schließlich gescheitert.

Das Ende der Glashütte von Holsthum

Die Voraussetzungen für einen finanziellen Erfolg waren nicht gegeben. Es kam zu Auseinandersetzungen - zunächst zwischen Johann Mathias Dominik Laeis, dem Directeur, und Henry Heynen, dem Sohn der Madame Heynen, seinem „Sous-Directeur“, der alles besser wusste. Laeis sah voraus, dass die Glashütte kein gutes Ende nehmen werde und gab rechtzeitig 1789 seinen Posten auf. Heynen wurde nun Directeur; Pierre Antoine Laeis, der jüngere Stiefbruder des Johann Mathias Dominik, wurde Sous-Directeur und blieb es bis 1807.

Auch die beiden Eigentümer — sowohl der Sieur Dominik Laeis „le fils“ als auch die Witwe Heynen — waren mit dem Erfolg des Unternehmens nicht zufrieden und machten sich gegenseitig Vorwürfe. Schon 1792 grenzten sie ihre Ansprüche und finanziellen Positionen in einer Zwischenrechnung ab und besprachen die Möglichkeiten einer Liquidation. Sie fanden jedoch keine Lösung.

Es gab vielmehr langwierige Prozesse. Endlich 1807 fand Dominik Laeis, der inzwischen alt, müde und enttäuscht geworden war, sich bereit, seinen Anteil an der Glashütte zu verkaufen und zwar an seine Miteigentümerin, die Witwe Heynen bzw. an ihren Sohn Henry Heynen. Der war sowieso die Triebfeder all dieser Aktionen. Am 24. März 1807 wurde der Verkaufsvertrag unterzeichnet und am 24. Juli desselben Jahres vor dem Notar Michel Arendt in Diekirch bestätigt. Der Preis, den Dominik Laeis für sich hatte ausschlagen können, betrug 8 000 Franken, wovon 2 000 Franken sofort zu zahlen waren, der Rest in sechs Jahresraten von je 1 000 Franken. Und Dominik Laeis musste sich verpflichten - für sich und seine Kinder! - keine Glashütte irgendwo je wieder zu errichten. Immerhin wurde in einem letzten aber sehr wichtigen Absatz festgelegt, dass alle schwebenden Prozesse niedergeschlagen werden.

Henry Heynen war nun der Alleinherrscher. Aber er hatte kein Glück. Es ist zwar anzunehmen, dass er die vereinbarten Raten noch gezahlt hat, aber das Unternehmen ging mehr und mehr zurück. 1810 oder spätestens 1811 wurde der Betrieb der Glashütte eingestellt.

Gelegentlich ist die Rede von weit später liegenden Terminen. Aber einer, der es wissen muss: Dominik Konstantin München, ein Vetter von Johann Mathias Dominik

Laeis, hat es schriftlich hinterlassen: Er war von 1791 bis 1793 Pastor von Schankweiler und Holsthum und inzwischen Schulleiter des Athenäums in Luxemburg geworden. Er verfasste 1815 eine „statistisch-bürgerliche Geschichte von Luxemburg“. Darin erwähnt er die beiden Glashütten in Holsthum und Utscheid und schreibt wörtlich, sie seien „nun durch das Zusammentreffen mehrerer widrigen Umstände, wo nicht ganz in Verfall, doch in Unthätigkeit gerathen“. — Wenn die Hütte 1815 schon dem Verfall nahe gewesen ist, dann kann man mit Bestimmtheit annehmen, dass die Arbeit schon fünf Jahre früher ruhte.

„Widrige Umstände“ hatte es in der Tat mehr als genug gegeben. Aber es lag nicht an der Stolberger Konkurrenz. Die Zeit war einfach noch nicht reif. Der Einsatz der billigen Kohle war noch nicht bekannt. Es gab noch keine Eisenbahnen. Man kannte keine Absatzorganisation, es fehlte eine aufnahmefähige Käuferschicht. Wer sollte das alles organisieren und koordinieren?: Aufträge, Rohstoffbeschaffung, Fabrikation, Versand - die Sicherung der Arbeitskräfte und dann deren laufende Beschäftigung? Die Napoleonischen Kriege waren auch wenig geeignet, Wohlstand und Kaufbereitschaft zu fördern.

Holsthum ist das tragische Beispiel eines zu früh gestarteten Industrieunternehmens. Man hatte noch gar keine Erfahrung, wie so etwas überhaupt funktionieren kann. Immerhin: die Laeis hatten den Mut, einen solchen Betrieb in Gang zu setzen; andere haben davon gelernt.⁵

Irgendwann ergab sich später für die Familie Laeis die Möglichkeit, das Areal der Glashütte mit allen Gebäuden wieder zu erwerben. Ob das noch unter Johann Mathias Dominik geschah — was unwahrscheinlich ist — oder unter seinem Sohn Ernest Dominik — der aber nie so reich war und an wirtschaftlichen Dingen kaum interessiert — oder unter dem dann folgenden Enkel Christoph, konnte bisher nicht geklärt werden. Vieles spricht dafür, dass Christoph (1824—1905), der 1849 von seinen Großeltern mütterlicherseits ein sehr schönes Vermögen geerbt hatte und viel Land in Holsthum kaufte, auch das Gelände der ehemaligen Glashütte erworben hat.

⁵ Josef Dreesen kommt in seinem Beitrag „Die Glashütte in Holsthum bei Bitburg“ (Rheinische Kunststätten, Heft 353) zu folgender Schlussfolgerung:

„Zusammenfassend kann man sagen, daß die Holsthummer Glashütte unrentabel wurde, weil sie nicht konkurrenzfähig blieb. Die Gründe liegen in den hohen Transportkosten für Rohstoffe und Energie, in dem Festhalten an veralteten Herstellungsmethoden und -techniken und nicht zuletzt in der fehlenden Spezialisierung. Eine fehlende Arbeitsteilung und mangelnde Absatzmethoden führten zur endgültigen Stilllegung. Im ersten Drittel des 19. Jh. kam es zu einer Vielzahl von Neugründungen im Glashüttenwesen, deren Konkurrenz es der Holsthummer Glashütte fast unmöglich machte, sich neue Absatzgebiete zu erschließen. Die technischen Verbesserungen hatten zur Folge, daß man qualitativ hochwertiges Glas für weniger Geld produzieren konnte, und entsprechende Absatzmethoden brachten diese Glaswaren in Gebiete, in denen sich solche Glashütten wie die Holsthummer bislang hatten behaupten können. Das wachsende Angebot auf den Märkten bewirkte, daß die Käufer qualitätsbewußter wurden.“

Die Holsthummer Glashütte war sicherlich kein zu früh gestartetes Industrieunternehmen, wie *Werner Laeis* es formuliert hat, sondern dieses Unternehmen scheiterte im 19. Jh. deshalb, weil man es versäumt hatte, sich dem veränderten Markt und technischen Fortschritt anzupassen.“

Das Schicksal der Glashütte in Utscheid

Utscheid interessiert im Zusammenhang mit Holsthum nur am Rande. Das wenige, was darüber vielleicht noch gesagt sein sollte, ist Folgendes:

Im Staatsarchiv von Brüssel befindet sich ein Brief an den Finanzrat ihrer kaiserlichen Majestät, am 3. September 1774 in Brüssel datiert und vermutlich von einem Anwalt im Auftrag von Dominik Laeis „le fils“ geschrieben. Darin beschwert sich Laeis über die Glashütte von Utscheid und ersucht darum, sie zu verbieten. Denn dieser böse Oberhausen (der übrigens nichts mit der Glasfabrik in Oberhausen an der Ruhr noch mit der in Oberhausen bei Schleiden zu tun hat), der würde 1. alle Gebäude und auch die Arbeiterunterkünfte in Holz erstellen - was nicht statthaft und viel zu feuergefährlich sei! Der versuche 2., durch höhere Löhne die Facharbeiter von Holsthum abzuwerben - was man verhindern müsse! Und 3. schlage er Brennholz im Wald nach französischem Maß statt nach spanischem Klaftermaß - das sei verboten, sei ein Schaden für den Wald und ein großer Nachteil für die Holsthumer Hütte!

Scheinbar hat sich dieser Brief mit dem Bescheid vom 23. Juni 1774 gekreuzt, in dem der Bau einer weiteren Glashütte im Umkreis von vier Meilen bereits verboten wurde. Welche Schritte nun von Holsthum gegen die Utscheider Glashütte unternommen worden sind, wissen wir nicht. Johann Mathias Dominik fand auch eine viel elegantere Lösung: er kaufte einfach den ganzen Betrieb schätzungsweise 1778 - und machte ihn zu einer Zweigniederlassung - une succursale - von Holsthum.

Aber Utscheid blieb ein Sorgenkind: viel zu primitiv und unrentabel. 1807 beschlossen Dominik Laeis und die Witwe Heynen, die Glashütte in Utscheid abzureißen (à demolir), das Gelände zu verkaufen und den Erlös unter sich zu teilen.

Ein Gerücht spricht von drei Schwestern Dupont, denen die Glashütte in Utscheid zuletzt gehört habe; sie seien von Napoleon vertrieben worden (?!).

Heute ist von der ganzen Utscheider Glashütte nichts mehr zu sehen. Was da steht, wo einst die Glashütte war, das ist ein Bauernhof - idyllisch und einsam gelegen am Ende eines waldreichen Tales. (Am besten kommt man von Baustert hin - ca. 2 Kilometer.) Der Ort heißt heute noch „die Glashütte“, aber kein Mensch weiß warum.